

(Nachdruck verboten.)

14]

Flammen.

Roman von Wilhelm Hegeles.

Auf der stillen Straße waren die Laternen schon angezündet. Man ging in der Richtung nach dem Tiergarten, voran Marie Luise, zu ihrer Rechten Fritz Gebhard, links Grabaus, dahinter der Major mit einer größeren Gesellschaft. Schon hatte man den Tiergarten erreicht, ohne daß ein Gespräch in Gang gekommen wäre. Alle drei genossen schweigend den kühlen Nachtwind, den milden Sternschimmer und den herben Würzduft der modernen Blätter. Aber hinter ihnen war eine lebhafte Debatte entbrannt. Und plötzlich rief eine Stimme:

„Darüber muß doch Gebhard Bescheid wissen. Sie, Meister!“

Doch dieser hörte nicht. Da kam ein Leutnant heran.

„Ach, meine verehrteste, gnädige Frau, borgen Sie uns gütigst den Meister auf einen Moment. Wir brauchen ihn als Sachverständigen!“

Wohl oder übel mußte Gebhard folgen.

„In welcher Premiere waren Sie, gnädige Frau?“

fragte Grabaus, während sie zu zweien weiterschritten. Sie nannte das Stück.

„Dann kann ich freilich Ihre Enttäuschung verstehen. Es war doch auch ein Mißerfolg.“

„O, nicht deshalb,“ erwiderte sie lebhaft. „Das Stück selbst hat mir sehr gefallen. Der Grund war ganz etwas anderes. Etwas — wie soll ich sagen — Persönliches.“

„Der Kampf — diese Spannung, wer siegen wird, die Nörgelsucht des Publikums oder die Kraft der Dichtung — das hat Sie verletzt?“

„Ja, das! Und gerade — weil — —“

Sie streifte ihn mit einem Blick, als wenn sie zögerte und sich vergewissern wollte, ob es auch gut sei, ihm das zu sagen, dann fuhr sie mit einer wie tastenden Stimme fort:

„Und gerade bei diesem Dichter hat es mich verletzt. Ich kannte ihn — ich hatte etwas von ihm gelesen — das mir nicht bloß tiefen Eindruck gemacht hatte — sondern — es war auch ein Mensch dahinter hervorgetreten, der — wenn ich so manchmal einsam saß und träumte — dann wie eine ferne, sehr hohe Gestalt — wie etwas, das ich verehrte, mir vor-schwebte. Und nun sah ich ihn plötzlich vor der Menge stehen, so blaß und unglücklich, ja gerade mit niedergeschlagenem Gesicht — das war die Enttäuschung. Deshalb möchte ich auch nie die Künstler persönlich kennen lernen, deren Werke ich verehere. So wie sie beim Schaffen waren in ihren reinsten Stunden, schaue ich sie doch nicht. Und das schwache, tönernerne Gefäß — was könnte das mir nützen? . . . Hab' ich nicht recht?“

„Ganz recht!“

„Sehen Sie, das finde ich als eine der ergreifendsten Stellen im Faust: „Dem Herrlichsten, was auch der Mensch empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.“ Ich weiß ja, die Künstler sind Menschen wie Sie und ich mit allen Eitelkeiten und Schwächen. Doch wozu mich davon noch überzeugen? Ich bewahre mir lieber die Illusion, wenn ich auch weiß, daß sie mit der Wirklichkeit nicht stimmt. — Aber nun werden Sie lächeln, weil ich Verse zitiere. Und dazu noch so bekannte.“

„Aber nein! Wirklich nicht!“

„Ich habe es auch nur gewagt, weil ich wußte, daß Sie nicht Berliner sind. Ihr Freund sagte mir nämlich, Sie seien aus Jena. Da wohnen Sie ganz in unserer Nähe.“

„Was?“

„Ja, wir sind nur zum Besuch hier. Unser Wohnort ist Weimar.“

Da blieb Grabaus einen Augenblick stehen und sagte:

„Ist das nicht erstaunlich, gnädige Frau? Nun bin ich seit vier Tagen hier, habe mit allen möglichen Menschen alle möglichen Gespräche geführt, aber der erste Mensch, der meine Sprache spricht, die Sprache meiner geistigen Heimat, das sind Sie. In Weimar wohnen Sie? So oft bin ich dort gewesen.

Aber nie habe ich Sie dort gesehen. Gerade in Berlin lernt man sich kennen.“

Er glaubte die Stimme des Majors gehört zu haben, der Marie Luise etwas von Umwegmachen zurief.

„Ich glaube, Ihr Herr Vater ruft Sie.“

Doch sie hatte sich schon umgedreht und zurückgerufen:

„Ja, wenn ich vorangehe, werden's immer Umwege. Uebrigens, es geht sich doch so schön.“

Der Major zeigte mit dem Stock die Richtung an:

„Rechts.“

Die beiden bogen rechts ein. Dann wandte Marie Luise sich an ihren Begleiter:

„Was sagten Sie — mein Vater?“

„Ja — ist der Herr Major nicht —?“

Der bestürzte Ton ließ sie merken, daß er das wirklich geglaubt hatte. Da brach sie in ein leises, übermütiges Lachen aus, das so querschar und silbernen Klang, wie nur junge Mädchen lachen können.

„Was denken Sie denn von mir? Habe ich so wenig Würde? Das kommt vom Versezitieren. Und dabei habe ich einen Jungen, der bald aus dem Kadettenkorps kommt.“

„Was?“

„Ja, ja, einen Jungen von sechzehn Jahren.“

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir, eher glaube ich, daß Sie sechzehn Jahre sind, als daß Sie einen Jungen von sechzehn haben.“

„Na, ich will nicht renommieren. Es ist mein Stiefsohn. Aus meines Mannes erster Ehe. Aber daß Sie mich für meines Mannes Tochter nehmen, das kann ich nur mit der Dunkelheit entschuldigen.“

„O, gnädige Frau, vorher bei Licht — da — —“

Aber sie schien seine Worte nicht zu hören, vielleicht nicht hören zu wollen, sondern fuhr lebhaft fort:

„Mein Sohn behandelt mich auch manchmal so respektlos. Neulich, als er auf Urlaub da war, fand er bei mir ein Buch, Gott, irgend ein harmloses, naturwissenschaftliches Werk.“

„Was, Mama, das willst Du lesen?“ fragt er ganz erstaunt. Ich sage: „Warum nicht?“ Da sagt der Bengel: „Ach, Mama, das verstehst Du doch nicht. Wirklich, Du verstehst es nicht. Unser Naturgeschichtslehrer hatte das Buch auch, aber für uns, sagte er, wäre es viel zu hoch. Weiben Sie nur hübsch bei der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, meine Herren, sagte er, da haben Sie was Festes. Sieh, Mama, und wenn wir Kadetten in der zweitobersten Klasse es nicht verstehen.“ — Ja, das sagt mir der Bengel mit dem treuherzigsten Gesicht.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Na, da mußte ich mich denn doch auf den mütterlichen Standpunkt stellen. Ich habe ihm geraten, er solle nur nicht den männlichen Größenwahn bekommen. Sonst hat er seine liebe Not, falls er vielleicht eine geschickte Frau heiratet.“

In einer fast schmerzhaften Spannung ging Grabaus neben dieser Frau her, in einem Glücksgefühl, das ihm förmlich weh tat. Jedes Wort, das sie sagte, erschien ihm so schön, so wahr, so reizend, so klug, und doch hatte er die Empfindung, noch eine viel größere Fülle von Weisheit, Tiefe und Schönheit müßte in ihr verborgen liegen. Ihm war wie einem, der durch zerrissene Wolkenschleier schnee-glänzende Berggipfel sieht und nun zugleich hofft, die Sonne möchte auch die höchsten Gipfel freilegen, und fürchtet, die Wolken könnten sich ganz zusammenziehen. Nach rückwärts lauschend, in bebender Erwartung, daß vom übrigen Teil der Gesellschaft jemand sich ihnen anschließen würde, beschleunigte er unwillkürlich immer mehr seinen Gang. Und Marie Luise hielt tapfer Schritt.

„Ach, ist das schön,“ sagte sie, „wenn einen so die klare Herbstluft anweht. Sehen Sie, nun war ich vier Wochen in Berlin und habe alles gesehen und genossen, was zu genießen ist. Aber das Schönste von allem ist dieser Gang durch den Tiergarten. Und das hätte ich auch in unserem Park haben können. Darüber bin ich so vergnügt, daß ich nun weiß, ich habe in den stillen Jahren zu Hause nichts entbehrt. Mein Mann fand unser Leben zu eintönig für mich. Wir haben einen ziemlich beschränkten Verkehr. Er meinte, ich sähe immer dieselben Gesichter, das wäre nicht gut. Ich müßte mehr Eindrücke haben. Nun, da er's immer wiederholte, habe ich's ihm schließlich geglaubt. Und um mir eine Freude zu machen,

nahm er mich mit nach Berlin. Ich hab ja wirklich viel Schönes gehabt. Aber jetzt sehne ich mich wieder nach Haus... Es ist so vieles in der Nähe klein geworden, was mir aus der Entfernung so groß erschien. — Jetzt weiß ich, was ich eigentlich schon längst gewußt — daß es das beste Glück ist, wenn man still und einsam sein darf, wenn alles, was so die Menschen Leben nennen, nur ganz von ferne an einem vorüberzieht.“

Aber Grabaus unterbrach sie, und mit einer Festigkeit, als wenn etwas lang Zusammengepreßtes sich jetzt gewaltsam befreite, stürzten seine Worte hervor, flogen förmlich in die Luft wie losgesprengte Felsstücke.

„Nein, gnädige Frau, nein, nein! Das ist kein Glück. Das mag ein schöner Selbstbetrug sein, aber es bleibt Betrug. — Wofür leben wir um Gottes willen, wenn wir das Leben fliehen?! Wenn ich meine Kräfte nicht brauche, wofür hab ich sie denn und fühle, wie sie kreisen und drängen. Nein, nein, man soll nicht beiseit stehen und seine Armut mit dem Trost bemänteln, daß doch alles eitel ist. Ich hab mich auch eingesponnen gehabt in meinem Nest und hab nun das Gefühl, als hätte ich die Jahre geträumt und wäre erst eben aufgewacht. Und doch war ich nicht faul. Aber manchen Abend habe ich mich schlafen gelegt, nicht weil ich müde war, sondern müde nur des Werkeltages, und weil's nichts anderes gab. Und doch bin ich manchen Morgen aufgewacht mit dem Gefühl: wozu nur aufstehen, heut ist ja wie gestern, gestern wie heut. Verfluchte, öde, unfruchtbare Zeit! Und wenn ich gearbeitet habe, gelesen, gedacht, daß mir der Kopf rauchte, dann hat mich doch oft eine sinnlose Angst ergriffen, das bist ja gar nicht du, der das alles tut, nicht du, kaum ein Partikelchen von dir. Was du bist, liegt begraben! Aber nun bin ich wach geworden. Und nun sehe ich, die Welt ist voll Schönheit und Wunder, und das Leben ist ein herrliches Gut. Und leben will ich nun mit jeder Faser, jeder Faser. Nie will ich verzagen, kein Weg soll mir versperrt sein, keine Möglichkeit unmöglich. Und wenn ich dran kaputt gehe, was schadet's? Dann hab ich doch gelitten, dann hab ich doch gekämpft. Nur heraus, heraus! Mit vollen Segeln heraus! Und tausendmal lieber draußen versinken als im Hafen versaulen!“

Schweigend gingen sie weiter den matt erhellten Weg. Und der kühle Nachwind strich durch Bäume und Büsche und streute goldene Blätter zu ihren Füßen und kränzelte das schwarze Wasser, worin wie flüssiges Silber die Sterne blinkten. Das alles war so mild und lind. Und vor ihnen, hinter den gewaltigen Baumkronen, glühte blutrot der Himmel vom Flammenmeer der großen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Romane und Geschichten.)

Eine Reihe ihrer in jüngster Zeit geschriebenen kurzen Geschichten hat Clara Wiebig zu einem mittelstarken Bande vereinigt, der den umfassenden Titel „Naturgewalten“ führt. Es sind Eifelgeschichten, die uns auf das Stück Erde führen, das die Dichterin im Beginn ihrer literarischen Laufbahn bevorzugt hat, von dem sie ausgegangen ist und zu dem sie jetzt in zwei ihrer Schöpfungen zurückgekehrt ist, in der Geschichte „Vom Müllerhames“ und in diesem Romanbande. Die Eifel ist eine der drei Brauten, die die Wiebig hat, und jedenfalls galt ihr einmal eine starke Liebe der Dichterin, und wenn man mal von ganzem Herzen geliebt hat, dann vergißt man das Geliebte auch nicht mehr. Da fließt klar und leis die liebe Mosel! Wie ein blaues Band schlingt sie sich grünen Bergen um die Füße eng, im schwärzlichen Schiefergestein wachsen Reben, Stock bei Stock, dicht gesetzt, wie im Pflanzland die Kartoffeln. Weiße Städtchen hüben und drüben, in denen der Frühling früher und goldener einzieht als anderswo; in denen großgoldiger Lila Flieder in Bündeln über bunten Gnadenhilder hängt und tiefbrauner Goldblat und rote Fiedeln — alles Farbe, alles Duft. Und hinter den lachenden Rebenhügeln tauchen die runden Eifeltuppen auf, steil führen die Pfade hinan. Die Ebereschen, die den Chausseerand säumen, lassen weiße Mooszipfel im rauhen Regenwind flattern, ernste Maare ruhen schweigend im vulkanischen Bett, endlose Wälder schlagen die dunklen Bogen um einsame Dörfer, verlorene Heiden träumen im blendenden Sonnenglanz. Jungfräuliches Land noch, das im Dornröschenschlaf des erlösenden Mäufers harret — weltensfern, weltenweit das rührige Leben. Nur Kirchenglocken dröhnen durch die Stille, und der herbe Eifel-

wind trägt diesen einzigen Klang hierhin und dorthin, überall hin. Die Glocke mit der mächtigsten Stimme hängt zu Trier; da ruft sie vom Dom, eine berebte Beugin der uralte eingesehnen siegreichen Kirche. Und doch ist's nur ein Klagensprung von da zur Porta nigra; Christentum und Heidentum treten sich in Trier fast auf die Füße. Die Wiebig hat sich just den schönsten Winkel der ganzen schönen Rheinlande zum Geborenwerden ausgesucht. In Trier unweit der „Boort“, wie das Römertor im Volksmunde heißt, stand ihre Wiege, sie schaukelte im Takte mit den frommen Kirchenglocken, sie schlummerte süß bei ihrem Schalle, und doch war sie ein Kerkerkind. Ihre Amme, die schwarze Anna, war eine echte Tochter der Eifel. Als sie in ihrer Mutter Wochenstube, hinauf in den ersten Stock, geführt wurde, traute sie sich dort nicht von der Tür fort; es war nicht ländliche Schüchternheit, wie man anzunehmen geneigt war. Die schwarze Anna hatte noch niemals ein Haus mit mehreren Etagen betreten; nun, da die Dielen unter ihren Nägelschuhfen knarnten, fürchtete sie durchzubrechen und zitterte für ihr Leben, Auch von der Reinlichkeit hatte sie merkwürdige Begriffe; es dauerte eine ganze Weile, bis man es ihr angewöhnte, auf einen Zipfel der Windel zu spucken und hiermit ihrem Pflögling das Gesichtchen zu waschen. Mit der trefflichen Milch dieser schwarzen Anna hat sie schon die Liebe zu ihrer ersten Braut eingelogen. Man kann nicht leugnen, das Beste, was die Wiebig geboren hat, wurzelt in der Eifel. Nicht als hätte sie nicht auch sonst Proben ihres starken Mennens abgelegt — im „Schlafenden Heer“, im „Täglichen Brot“ — aber die Geschichten und Romane, die in der Eifel spielen, muß man doch als das Größte ihrer Kunst bezeichnen: Wie derb, fastig und gesund ist doch das „Weiberdorf“, über das sich später ein Petermordio erhob, weil sich eine Gemeinde allzu getreu abkonterfeit wählte, und wie bodenständig wirkt die nahe Maarfelder spielende Geschichte „vom Müllerhames“.

Die Leute dort oben in der Eifel sind keine komplizierten Naturen, einfach in ihren Neigungen und Leidenschaften, undifferenziert in Liebe und Haß. Beide äußern sich elementar. Was man liebt, sucht man mit allen Mitteln sich zu eigen zu machen, was man haßt, auf jedem Wege aus der Welt zu schaffen. Eine Mittelstufe gibt es nicht. Wenn man in diesem Romanbande der Wiebig von einigen Sächelchen wie „die Lüste“, „der Fuhrmann“ absieht, die als nichts anderes wie ausgeführte Anekdoten können, spielt die Liebe in ihren verschiedenen Spiegelungen die Hauptrolle in diesen Geschichten: die Mutterliebe; die Liebe zwischen Mann und Weib; die Liebe als brutale Sinnlichkeit, die, lange und gewaltsam zurückgehalten, sich endlich schranken- und rückwärtslos Bahn bricht; die Geschwisterliebe. Dem Thema von der Geschwisterliebe, der Liebe der älteren Schwester (die auf alle Freuden und alles Glück verzichtet hat, weil sie noch für einen Jungen oder ein Kind vielmehr hat sorgen müssen, das ihr die Eltern zur Hut und Pflege zurückgelassen haben) zu ihrem jungen Bruder, hat die Wiebig die beste Geschichte dieses Landes abgewonnen: hier sieht man was sie kann, wie sie aus kleinen Zügen ein deutliches Bild malt, wie sie einen in den Seelen sich abspielenden Vorgang äußerlich dramatisch darzustellen weiß, ein wie uniges Verhältnis sie zur Natur hat. Das neue Buch bietet nichts, was etwa das feststehende Dichterporträt der Wiebig durch einen wesentlichen Zug ergänzt; das kann ja schließlich auch nicht gut anders sein. Wenn man über die Wiebig ist, hat man seinen Stil, seine Welt- und Menschenanschauung, wandelt man sich nicht mehr. Wir wissen, was die Wiebig kann, und lernen aus dem letzten Buch nur wieder von neuem ihr Darstellungs- und Schilderungstalent kennen. Was etwa hervorzuheben wäre, ist die Knappheit, die bei diesen kurzen Geschichten wohltätig wirkt — nicht immer, in der „Nacht am Rhein“ z. B. und im „Täglichen Brot“ hat sich die Wiebig dieser Prägnanz beflissen.

Menschengeschichten wie sie schreibt auch Heinrich Mann, der Bruder von Thomas, der einen der besten deutschen Romane des letzten Jahrzehnts „Buddenbrooks“ geschaffen hat. Aber er schreibt sie ganz anders. Die Wiebig hat gewiß ihren persönlichen Stil: kurze Sätze, lebhaft, nervös, in jedem Spannung, Heinrich Mann, möchte man sagen, schreibt noch persönlicher; er ist pointierter, ironischer, was die Wiebig nie ist, bildreich und voller origineller Bilder, er zieht manchmal sogar sehr kühne Vergleiche. Er ist seiner Art zu sehen nach durchaus Realist, er sieht selbst das Kleinste Charakteristisch und geniert sich nicht, Unappetitliches und selbst Widerliches zu berichten, kein für seine Helden noch so geringer Zug entgeht ihm. Und gerade dadurch wird bei ihm, der im Grunde durch und durch Romantiker ist, dieser Professor Raat, den jeder Unrat nennt, ein Mensch. Dieser Unrat ist eigentlich eine Unwahrscheinlichkeit, zum mindestens eine Grotteske ersten Ranges — aber ein Zug am anderen kommt ein lebensvolles und lebenswahres Bild heraus: Da er Raat hieß, nannte ihn die ganze Schule Unrat. Nichts konnte einfacher und natürlicher sein. Der und jener Professor wechselten zuweilen ihr Pseudonym. Ein neuer Schuch Schüler gelangte in die Klasse, legte mordgierig eine vom vorigen Jahrgang noch nicht genug gewürdigte Komik an dem Lehrer bloß und nannte sie schonungslos bei Namen. Unrat aber trug den feintgen seit vielen Generationen, der ganzen Stadt war er geläufig, keine Kollegen bemerken ihn außerhalb des Gymnasiums und auch drinnen, sobald er den Rücken drehte. Die Herren, die in ihrem Hause Schüler gepflegten und sie zur Arbeit anhielten, sprachen vor ihren Pensionären vom Professor Unrat. Der aufgeweckte Kopf, der den Ordinarius

*) Clara Wiebig: Naturgewalten. Egon Fleischel u. Co., Berlin 1905. — Heinrich Mann: Professor Unrat. Albert Langen, München 1905. — Kurt Aram: Schloß Ewich. Egon Fleischel u. Co., Berlin 1905. —

der Untersekunda hätte neu beobachtet und nochmals abhampeln wollen, wäre nie durchgedrungen; schon darum nicht, weil der gewohnte Ruf auf den alten Lehrer noch so gut seine Wirkung übte, wie vor sechsundzwanzig Jahren. Man brauchte nur auf dem Schulhofe, sobald er vorbeilam, einander zuzuschreien: „Nicht es hier nicht nach Unrat?“ Oder: „Oho, ich wittere Unrat!“ Und sofort zuckte der Alte heftig mit der Schulter, immer mit der rechten, zu hohen, und schief schief aus seinen Brillengläsern einen grünen Blick, den die Schüler falsch nannten und der schen und rachsüchtig war: der Blick eines Tyrannen mit schlechtem Gewissen, der in den Falten der Mäntel nach Dolchen späht. Sein hölzernes Kinn mit dem dünnen graugelben Wärtchen darum klappte herunter und herauf. Er konnte dem Schüler, der geschrien hatte, „nichts beweisen“ und mußte weiterhinein auf seinen mageren eingeknickten Beinen und unter seinem fettigen Hut.

Das Ende dieses Tyrannen zu schildern hat Heinrich Mann unternommen. Von Unrats Vorleben erfahren wir sehr wenig: nur daß er einmal — es ist aber schon so lange her, daß nur wenige sich noch dunkel dessen entsinnen können und keiner mehr es recht glauben will — als Hilfslehrer adrett und nett war, daß er eine Witib hat heiraten müssen, die ihm das Geld gab, um seine Studien beenden zu können und die ihm, so lange sie lebte, ihre Knechtschaft aufzwang, daß sein Sohn ihm viel Verdruß machte: er trieb sich mit zweideutigen Frauenzimmern auf dem Markte herum. Das ist alles. Wie er allmählich zu dem Unrat geworden ist, zu erklären, bleibt uns überlassen, kaum daß Heinrich Mann uns einige dürftige Anhaltspunkte gibt: Unrat ist ein Opfer der Schülergrauamkeit. Die Schüler haben ihm einen unparlamentarischen Epitheton angehängt und das hat ihn zu ihrem Feinde gemacht. Was in seinen Kräften steht, legt er ihnen in den Weg, damit sie das „Ziel der Klasse“ nicht erreichen, d. h. die Verletzung. Ewige Fehde herrscht zwischen ihnen und ihm. Er ist gegen die ganze Stadt, denn sie rekrutiert sich aus seinen ehemaligen Schülern, und sie gegen ihn. Mögen sie auch jetzt schon lange seiner Gewalt entwachsen sein und seiner Zuchttrute, für ihn bleiben sie immer seine Schüler, die ihn so gewissenlos geärgert haben und denen er es manchmal nur nicht „beweisen“ konnte. Und es steht so ziemlich außer Zweifel, daß Unrat in Groll und Haß gegen seine Schüler und ohne Triumph über sie aus der Welt gegangen wäre, wenn nicht die Künstlerin Fröhlich in seinen Lebensgang eingegriffen hätte. Sie, die er aller Welt zum Trost zu seinem ehelichen Weibe macht, der er ohne Bedenken seine Karriere opfert, erlegt einen seiner Schüler nach dem anderen durch ihre Reize, mit denen sie, wenn es ihr darauf ankommt, nicht lügt. Diese Künstlerin Fröhlich hat eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich, sie feiert die Feste wie sie fallen — auch ein Kind hat sie, das Unrat adoptiert — sie ist eine Ringeltangengefängerin fünften Ranges, es gibt nichts Gemeinsames zwischen ihr und dem Gymnasialprofessor, und doch weiß sie ihn zu lapern und er läßt sich lapern. Mit Vergnügen sogar. Er merkt, daß die Künstlerin Fröhlich ihm in sein einlaimes, einförmiges Leben ein anderes Element bringen wird, daß sie es ergänzen, bereichern und verschönern wird. Auf ihre Art, eine Art, von der er bisher nichts gewußt hat. Diese Künstlerin Fröhlich ist eine Nanna im kleinen Stil, eine Miniaturnanna, harmlos, nicht so gerissen, gutmütig in ihrer Weise, listern, von einer naiven Verderbtheit. Unrat und diese Künstlerin Fröhlich sind ein paar prächtig gelungene Gestalten, wenn man auch bei dem Professor nie das Gefühl los wird: der Mann ist übertrieben, eine Karikatur, eine Farce. Die Fröhlich ist aber wirkliches Leben, ein kräftig pulsierendes Blut in den Adern, mit einem, wenn auch kleinen, Kolostolpchen für sich: eine Schwester Sidonie Chöbe. Wenn sie lächelnd angezogen ist und ordentlich zu essen und zu trinken hat, wünscht sie sich nichts weiteres auf dieser Welt: Höheres tangiert und beschwert sie nicht. Ohne daß Heinrich Mann sich breite Schilderungen und viele Worte gestattete, weiß er uns die Stadt, in der Tyrann Unrat und seine Künstlerin Fröhlich ein Jahr lang so fleißig das Szepter führen und alle, auch die anfangs Widerstrebenden, unterjochen, zu schildern in ihrer Beschränktheit, Enge der Mauern und der Anschauungen, einen Herrenhüter greift er heraus, eine famose komische Figur: Unrat glaubt was bei ihm über die Künstlerin Fröhlich erfahren zu können. Sie kommen nicht gleich aufs Thema, überdies versteht ihn der Schüler falsch und es entspinnt sich folgender Dialog: „Auch mein Weib ist eine Sündlerin“, sagte der Schuster leise, schob die Finger über den Magen durcheinander und sah auf mit einem Verleerblid. „Und ich selbst muß sprechen: Herr, Herr. Denn Fleischesfünder sind wir allzumal.“ — Wie erstaunte Unrat: „Sie und Ihre Frau? Sie sind doch rechtmäßig verheiratet?“ — „O oh ja, das sind wir wohl. Aber Fleischesfünder, Herr Professor, bleibt es immerdar, und Gott erlaubt es auch mir.“ — „Der Herrenhüter richtete sich auf zu etwas Wichtigem. Seine Augen wurden rund und ganz bleich vor Sehimmis.“ — „Nun?“ fragte Unrat nachsichtig. Und jener flüsternd: „Das wissen die andern Menschen man nicht, daß Gott es nur darum erlaubt, auf daß er in seinen Himmel dort oben mehr Engel kriegt.“ Glänzend in der Charakteristik wie Unrat und die Fröhlich sind auch die drei Schülertypen Lohmann der Idealist und Welterschmerzdiener, Erzum der Bandjunker, der sich auf der Schulbank kreuzunglücklich fühlt, ein robuster Mensch und beschränkter Kopf, mit einem Gesicht, das sein Freund Lohmann „den besoffenen Noid“ nennt, und Kieselack — mit einem Wort ein Schublad. Man kann über Heinrich Manns Buch viel sagen, einzelnes, wie z. B. daß wir Unrat als etwas

fertiges, dessen Entwicklung wir nicht verfolgen oder auch mit Wahrscheinlichkeit feststellen können, hinnehmen müssen, mit Recht antasten aber in Grunde tut man gut, es selbst zu lesen: es ist eine alltägliche, schon so und so oft erzählte Geschichte, es ist originell in Form und Anlage und ein guter Wurf.

Etwas, das uns auch bei Arams Roman nicht zu vollem Genuß kommen läßt, ist eine gewisse Zwiespältigkeit in der Ausführung. Bei Mann beunruhigt uns von Zeit zu Zeit das Gefühl: dieser Unrat ist eigentlich ein Fabelwesen, ein Mensch mit einer fixen, ihn vollständig beherrschenden Idee; bei Aram erwarten wir nach Anlage und Exposition einen Tendenzroman und schließlich, allmählich wird es eine interessierende und ergreifende Menschengeschichte: am Schluß haben wir die Tendenz nur ganz fast noch. Der alte Joachim redet einiges, das wie Ueberleitung und Brücke zu dem Vorhergegangenen aussieht. Tendenz ist berechtigt, manchmal durchaus am rechten Plage, aber in der Kunst von Uebel. So kann ich mir's sehr wohl vorstellen, daß jemand Arams Buch, wenn er hundert Seiten gelesen hat, unzufrieden aus der Hand legt. Die Leute reden, reden, reden. Der alte Baron Joachim fürs Land, der junge Baron Albrecht plädiert für die Stadt. Natürlich kommen sie nicht zusammen. Schloß Etwich und seine Bewohner sprechen ja eigentlich schon in vollster Deutlichkeit für die Vorzüglichkeit des Landes gegenüber der Stadt — einfachere und bessere Lebensweise, natürliche und bessere Menschen (davon hört man immer wieder) — trotzdem setzt der alte Joachim, den wir allmählich als einen ganz praktischen im Stil der Fontaneschen Alten kennen lernen, das noch unermüdet und ausführlich dem jungen mir sehr unsympathischen Albrecht auseinander. Dieser Albrecht erscheint als kein angenehmer Mitmenschen. Aram hat ihn wohl absichtlich als das auch gezeichnet. Aber er scheint am Schluß, wenn Albrecht geläutert vom Lande und sittlich aufgebeßert erscheint — ob er es in Wahrheit ist, bezweifle ich — für ihn Sympathien einsammeln zu wollen, und die muß ich ihm rundweg verweigern. Es ist mir genau so unangenehm, wenn wir ihn verlassen, als damals wo wir ihn kennen lernten. Es ist ganz Aramsche Tendenz, leider. Wir können nach den von ihm gegebenen Proben nicht glauben, daß ein Umschwung in ihm vorgegangen ist, wenn das Aram durch seine Mittelpersonen auch versichert. Der ändert sich nicht so leicht und so schnell. Einfach als Geschichte, ohne Tendenz, und diese augenfällige und unverhüllte noch dazu, würde „Schloß Etwich“ ausgezeichnet sein, wie der Roman in Wille und Schluß, wo das Menschliche auch stark und lebenswahr zum Durchbruch und Ausdruck kommt, auch bedeutend wirkt. Einzig die Regine nehme ich aus, wenigstens ist sie nicht tendenziös gefärbt — höchstens in purer Wirklichkeit, nicht in Theorie — sie ist ganz Leben, das Land in seiner unverbrauchten Kraft und Frische symbolisiert sich in ihr. Schattenhafter als Joachim und Regine bleibt die Mutter, die alte Ruth. Wenn man den Roman einmal gelesen hat, ist man versucht, die schönsten und kräftigsten Szenen noch einmal zu genießen — Regines Erwachen zur Jungfräulichkeit, des Alten Sterben — da merkt man denn: das Buch hat doch ein Dichter geschrieben und kein Tendenzschriftsteller. Nun müssen wir es hinnehmen wie es ist, und uns herausuchen, was uns das Liebste ist. Und des Guten finden wir nicht wenig.

Alfred Semrau.

Kleines feuilleton.

er. Die Berarmten. Blühend und duftend, prangend in ihrer ganzen Maienpracht lagen die Gärten am Kurfürstendam; Goldlack, Narzissen, Stiefmütterchen und Bergfahnen leuchteten wie funkelnde Edelsteine aus dem Smaragdgrün des jungen Rasens, der Faulbaum hing voll weißer Trauben, an den Fliederbüschen sprangen die ersten Blüten, und über allem warmer, lachender Sonnenschein. Ja es war wundervoll!

Marie blieb einen Augenblick stehen, ließ das Auge entzückt über all die Pracht schweifen und atmete die frische, reine Luft in vollen Zügen ein. Das war hier ein anderes Wandern als drinn in der Markusstraße. Wer hier wohnen konnte! Wer überhaupt so hinaus konnte in den Frühling, auf's Land!

Na, vielleicht können sie es nun auch einmal.

Sie seufzte schwer, und über ihr Gesicht ging ein sorgenvoller Zug, verschwand aber auch sofort wieder. Ach, gewiß können sie! Tante Wanda würde das Geld schon geben; wenn sie hörte, daß May so krank war und daß er unbedingt hinaus mühte, um die schwachen Lungen wieder zu kräftigen, konnte sie doch nicht nein sagen, sie konnte doch den Sohn ihrer einzigen Schwester nicht verlassen! Nein, nein, sie war ja immer gut gewesen. Und Marie bestieg ihre Schritte, schon nach wenigen Minuten hatte sie das elegante Haus an der Uhländstraße erreicht.

Eine Jose mit toleter weißer Schürze und ebensolchem Häubchen öffnete.

„Ja, die gnädige Frau war zu Hause — aber ob auch zu sprechen?“

Etwas herablassend maß das Mädchen die schlicht gekleidete junge Frau: „Na, sie wollte sehen.“

Eine Flucht eleganter Salons, Teppiche, in denen der Fuß versank; schwellende Polster, geschmückte Möbel, Gemälde erster Meister. Marie hielt unwillkürlich den Fuß an, es überkam sie wie eine gelbe Schübe, aber sie schüttelte sie rasch ab. Ach was! Es war

Sich ihre Tante, und wenn sie zehnmal hier in Prunk und Reichtum saß. Gut, daß sie da saß, nun konnte sie wenigstens helfen, daß ihr armer kranker Mann wieder gesund wurde.

„Na Mariechen, wirklich? Was führt Dich denn hierher?“

Eine Stimme schreie sie aus ihren Träumen auf. Tante Wanda stand vor ihr und streckte ihr die Hand entgegen: „Sehe Dich, Du warst ja so lange nicht hier?“

„Ja, Du weißt ja, Tante, Max war krank, er hat beinahe sieben Wochen gelegen. Lungenentzündung und anderes dazu . . .“

„Ja eben, Du schreibst davon.“ Frau Wanda nickte . . . „Ich war ganz gern 'mal hingelommen, aber Du weißt ja, meine Verpflichtungen, alle Tage muß man wo anders hin, und Ihr wohnt ja auch zu entfernt, in einer geradezu unmöglichen Gegend.“

„Schön ist sie nicht,“ sagte Marie.

„Mehr als das, scheinlich ist sie! Und die Luft da bei Euch — Kellhaft! Ich hab' noch von meinem einzigen Besuch bei Euch genug. Da muß der Mensch ja krank werden.“

„Davon ist es bei Max nicht gekommen.“ Marie schüttelte den Kopf. „Ueberanstrengung; er hat noch Ueberstunden gemacht im Kantor, um ein paar Taler mehr zu verdienen. Aber freilich, die Luft kommt noch dazu. — Der Doktor hat auch gesagt, er müßte aus der Luft raus . . .“

„Da hat Euer Doktor auch sehr recht,“ stimmte Tante Wanda zu. „Und obenein nach solcher schweren Krankheit! Und jetzt im Sommer. Geht nur auf's Land! Urlaub bekommt er ja doch?“

„Gewiß, den bekommt er.“ Marie sah vor sich hin. „Seine Chefs haben mir gleich Vorstoß gegeben, der wird nur mit zehn Mark abgerechnet, weil Max schon so lange da und so tüchtig ist. Aber Tante, das ist ja so teuer! Und was die Krankheit alles gekostet hat! Da ist das Geld draufgegangen. Das ist unmöglich . . .“

„Das muß einfach möglich gemacht werden. Hör' mal, Maxens Leben steht ja dabei auf dem Spiel.“

„Ja, das steht es.“ In Mariens Augen glänzten Tränen. „Wir haben auch schon hin und her überlegt, aber wir wissen keinen Rat. Und da . . . ja Tante, darum komme ich ja eben, da dacht' ich, Du könntest . . . Du würdest . . .“

„Ich . . . Euch helfen? . . . Lieber Himmel!“ Die Tante schlug die Hände zusammen.

„Vielleicht mit zweihundert Mark,“ sagte Marie flehend. „Wir würden uns ja so einrichten . . . und . . .“

„Aber ich kann doch nicht, Mariechen!“ Frau Wandas Stimme klang wirklich kläglich. „Ja, wenn ich's könnte! Nicht mehr wie gern! Du weißt doch, ich bin nicht so. Ich hab' Dir die halbe Aussteuer getauft, damit Max Dich heiraten konnte, obwohl Du 'n armes Mädchen warst. Und mein Mann wollte, er sollte die Tochter von seinem Kompagnon nehmen, dann konnte er heute auch Pantier sein . . . Aber, Miezchen, die Zeiten sind gewesen, wir haben ja beim letzten Wörzentrad so viel Geld verloren, wir sind ja mehr als unser halbes Vermögen los!“

„Aber Tante . . . nein . . . das ist ja schrecklich, Tante!“ Marie vergaß ihr eigenes Leid und steckte der alten Dame die Hände entgegen.

„Ob es schrecklich ist!“ Frau Wanda führte das Taschentuch an die Augen. „Und Du brauchst nicht etwa zu denken, daß ich bloß so sage. Wir müssen uns ja jetzt furchtbar einrichten, wir geben ja auch hier zum Oktober die teure Wohnung auf.“

„Nein, Tante, wie mir das leid tut, wo Du hier bald zehn Jahre wohnst.“

„Ja, damit hat es jetzt ein Ende.“ Die alte Dame seufzte. „Dreitausend Mark Miete können wir nicht mehr zahlen. Wir haben in der Eisenacher Straße gemietet, für zweitausend einhundert Mark. Sieben Zimmer werden wir bloß haben, und der Sturftendamm ist es auch nicht.“

„Na aber, immer noch ganz annehmbar.“ Der teilnehmende Zug in Mariens Gesicht verslog plötzlich. Sie wiederholte: zweitausend einhundert Mark — nur für Miete. Dann ist es ja noch nicht ganz so schlimm, Tante.“

„Ja, das sagst Du so, Mariechen.“ Frau Wanda schluckte wieder ein bißchen. „Es ist nicht das bloß allein. Ueberall heißt es sparen. Sonst sind wir nach Italien gereist oder nach der Schweiz und nächter nach Ostende. Dies Jahr müssen wir uns mit Heringsdorf begnügen, wo jeder kleine Kaufmann hinfahren kann.“

„Wenn wir nur könnten,“ sagte Marie tonlos. Frau Wanda überhörte den Einwurf: „Den Diener haben wir auch entlassen. Von Oktober ab nehme ich nur ein Mädchen. Und denkst Du etwa, wir trinken noch Wein? Nein, jetzt heißt es, schön sich mit Bier begnügen. Und wie ich mich erst mit meiner Toilette einrichten muß!“

„Ja, ja.“ Marie sah starr und wie geistesabwesend vor sich hin.

„Ja, ja!“ wiederholte die Tante. Nicht wahr, wer hätte gedacht, daß wir noch mal verarmen, und daß es uns so schlecht gehen würde? Ja, Miezchen, ich helfe Euch ja gern, aber Du siehst doch ein, es geht doch nicht, wo wir uns selbst so furchtbar einstränken müssen.“

Theater.

Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück mit Gesang in fünf Akten von Ludwig Anzengruber. Das im Deutschen Theater gastierende, von Lautenburg größtenteils aus

Wiener Kräften zusammengestellte Ensemble begann seinen Anzengruber-Zyklus mit einer trefflichen Vorstellung des „Pfarrers von Kirchfeld“. Die schlichten Szenen bei all ihrer primitiven Technik — der Dichter macht z. B. von dem seit Jhsen so verpönten Mittel des Monologs ausgiebigsten Gebrauch und jitiert, damit des Pfarrers Opposition gegen das herrschende Kirchenregiment uns ohne Umschweife deutlich werde, im ersten Akt einen recht physiognomielosen, dann auf Nimmerwiedersehen verschwindenden Grafen Finsterberg herbei — griffen eindringlich ans Herz. Die lieben guten Menschen des Stückes und nicht zum wenigsten auch die Empfindung, daß ihr Schöpfer selbst so eine lernige Prachtnatur sei, halfen hier, wie überhaupt bei wirklich guten Anzengruber-Vorstellungen, über das Gefühl der Härten hinweg. Dieser Poet, den die Wiener jetzt endlich durch ein Denkmal geehrt haben, ist einer der besten Zeugen gegen jene Schulmeinung eines vornehm tuenden Kritizentums, die prinzipiell jede Tendenz als eine Verderbnis der Poesie verwirft. Anzengruber hat überall Tendenzen, und wenn man seinen eigenen Worten glauben darf, ist es geradezu der Wunsch, im Dienste von Tendenzen einer moralischen und allgemein humanitären Aufklärung zu wirken, was ihn mit in erster Reihe zum dichterischen Schaffen getrieben und seine Produktion geleitet hat. „Ich hatte“, schreibt er in einer höchst charakteristischen biographischen Notiz der 70er Jahre, „einen treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und das Volk im besondern . . . und rings lagen so goldreine, so prächtige und mächtige Gedankensätze ausgestreut von den Geistesheroen aller Völker und Zeiten. Wie wenig all dieser großen, erhabenen, vernünftigen Gedanken, all dieser fördernden, fruchtbaren, segensreichen Ideen waren auch nur den sogenannten Halbgebildeten geläufig! Alles das mußte sich in kleiner Münze unter das Volk bringen lassen, von der Bühne herab, aus dem Buche heraus — ebenso das Große und Gewaltige in Wissenschaft, sozialem und politischem Leben der Gegenwart . . . Ein anderer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete, und einer mußte es tun, also muß ich es sein! Dies war mein Wollen, als ich daran ging, und ich befehle mir vor, der Aufgabe nicht allein von der Volksbühne herab, sondern auf allen mir zugänglichen Gebieten, so gut es eben anging, gerecht zu werden.“ Und vom „Pfarrer von Kirchfeld“ heißt es in diesem Selbstbekenntnisse dann noch ausdrücklich: „im Sinne der oben erläuterten Ideen erfann ich ihn, er wurde eine Bauerntragödie, weil er seinem Stoff nach nirgends anders hin zu verlegen war, als in jene Kreise des Volkes; ebenso all meine anderen sogenannten Bauernkomödien.“ Man merkt die Absicht hier im „Pfarrer“ wie in den anderen Dramen — sehr deutlich sogar und, daß ihr zuliebe da und dort den Dingen einige Gewalt angetan wird — aber man fühlt sich trotzdem nicht verstimmt. Nicht reiflos ist der Umriß des so „Erfonnenen“ mit Geschautem erfüllt, indes der Reiz dieses Geschauten ist so groß, daß er auch noch die leeren Stellen gleichsam mit einem farbigen Abglanz überstrahlt. In dem Erfinnen und der Art des Schauens — wie viel Güte hat er rings um sich her erschaut! — waltet, auch wenn sich beides in den Stücken nicht stets vollkommen deckt, schließlich derselbe trostreich zuverläßige mildeste Reiz, derselbe treue Glaube an Volk und Menschheit, etwas, das erquid gleich starker reiner Vergnügt.

Die hervorragenden Leistungen des Abends gaben wohl Herr Sommerstork als junger Pfarrer, Hansi Riese, die unverwundlich frische und natürliche, in der Rolle des wadern Bauernmädels, und Amalie Schöndchen, die voll köstlichen Humors altfränkisch steif die Pfarrerslöchin porträtierte. Aber auch Thallers Wurzelsepp, Eugen Burgs stürmisch verliebter Bauernbub und der bescheiden-resignierte alte Pfarrer Jani Szikas waren einheitlich erfaßte und vorzüglich ins Detail hinein ausgearbeitete Figuren. Der laute Beifall war ehrlich, sehr ehrlich verdient. —

Humoristisches.

— Er weiß, was sich schickt. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Im Esch lag ein Viehhändler vom Dorfe zum Rabbiner in die Stadt und vertraute ihm an, daß er unverschuldeterweise in Not geraten und geschäftlich zu Grunde gerichtet sei, wenn ihm nicht schnellstens mit 800 M. geholfen werde. Der Rabbiner sagte nach einigem Ueberlegen: „Da kann nur der Herr X helfen; ich werde sofort zu ihm gehen, kommen Sie morgen früh wieder und holen Sie sich Bescheid.“ Herr X war ein reicher Fabrikant und den Vorstellungen des Rabbiners zugänglich. Am anderen Morgen erschien der Viehhändler und der Rabbiner teilte ihm freudig mit, Herr X habe die 800 Mark zugesagt, er möge sofort hingehen und das Geld in Empfang nehmen. Beide Tage war der Bittsteller beim Rabbiner eingetreten mit der blauen Bluse über dem Rock, den Hut auf dem Kopfe und eine selbstriedende, kurze Pfeife im Munde. Der Rabbiner rief deshalb, als der Bittsteller schon an der Tür war, ihm nach:

„Wenn Sie zum Herrn X gehen, ziehen Sie vorher Ihre Bluse aus, nehmen Sie den Hut ab und lassen Sie Ihre Pfeife vor der Tür!“

Der Viehhändler antwortete entrüstet:

„Das hätten Sie mir nit zu sagen brauchen. Herr Rabbiner, ich weiß, wie man sich bei anständige Leut benimmt!“ —